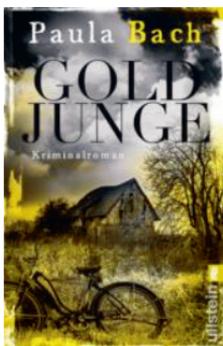


Leseprobe



Paula Bach
Goldjunge

Ein fesselnder Krimi in Zeiten des Aufbruchs: Ira Schwarz kämpft für die Gerechtigkeit

Köln 1967: Protestmärsche und die Musik der Beatles ziehen durch die Stadt. Da wird die brutal zugerichtete Leiche eines sechzehnjährigen Jungens gefunden. Die Polizei fahndet nach einem Täter aus dem linken Milieu, doch Kriminalhauptmeisterin Ira Schwarz zweifelt an der Schuld des Verdächtigen. Als ein weiterer Junge tot aufgefunden wird, befürchtet Ira, einem Serienmörder auf der Spur zu sein. Gemeinsam mit dem Journalisten Ben Weber ermittelt sie auf eigene Faust und bringt damit nicht nur sich selbst in tödliche Gefahr ...

Prolog

September 1967

Ein gequältes Stöhnen entrang sich der Kehle des Jungen. Er fror, und ihm war übel. Sein Kopf schmerzte, als würde er gleich zerspringen, und seine Zunge fühlte sich seltsam pelzig an. Eine undurchdringliche Finsternis umgab ihn. Sonst konnte er nachts die Wand gegenüber seinem Bett sehen, wo die Poster mit den Popstars hingen. Selbst in der Dunkelheit zeichneten sie sich als graue Rechtecke ab. War er krank, und hatte seine Mutter deshalb das Fenster vollständig verhängt? Ja, so musste es sein. Schließlich fühlte er sich so elend wie noch nie zuvor in seinem Leben. Bestimmt würde sie ihm gleich ein Medikament gegen die Schmerzen bringen.

Aber ... Er lag nicht in seinem Bett! Der Untergrund war hart und irgendwie rau. Und es stank nach Öl und Benzin. Instinktiv versuchte der Junge, sich aufzurichten. Doch seine Arme und Beine gehorchten ihm nicht. Der jähe Schock vertrieb seine Benommenheit und ließ ihn die hämmernden Kopfschmerzen nicht mehr spüren. Seine Hand- und Fußgelenke waren gefesselt, und in seinem Mund steckte ein Knebel. Nein! Das war unmöglich. War ein böser

Traum. Vergebens riss er an den Fesseln, wollte den Knebel ausspucken. Nein ... Er schluchzte. Wie war er nur an diesen Ort gekommen? Wer hatte ihm das angetan?

Lucy in the sky with diamonds ... Der Junge erinnerte sich an den Song der Beatles. Irgendwann hatte er ihn im Laufe des Abends gehört. Und da war noch andere Musik gewesen und buntes Lichter-Geblinke. Und er hatte ein blondes Mädchen geküsst. Oder bildete er sich das nur ein?

Das Geräusch einer sich öffnenden Tür, die über einen harten Untergrund schrammte, drang an das Ohr des Jungen. Kühle, feuchte Luft streifte sein Gesicht. Die Tür fiel ins Schloss. Ein Schalter klickte. Schwacher Lichtschein sickerte durch die Binde über seinen Augen, während sich Schritte ihm näherten und neben ihm innehielten. Wer auch immer da gekommen war – würde er die Fesseln lösen und ihn gehen lassen? Instinktiv bewegte der Junge sich, und die Binde verrutschte ein bisschen. Ein langhaariger, bärtiger Mann ragte über ihm auf.

Bitte, bitte ... Der Junge wimmerte. *Bitte ...*

Die Zeit dehnte sich und explodierte dann in einem glühenden Schmerz, als ein Hieb auf ihn niedersauste und ihm den Arm brach.

Bitte nicht ... Nicht ... Der Junge versuchte, sich schützend zusammenzurollen. Doch weitere Schläge prasselten auf ihn ein. Verwandelten ihn in ein zuckendes Bündel voll Todesangst und Qual.

Mutter ... Mutter ... A girl with kaleidoscope eyes ... Das blonde Mädchen schwebte über den Nachthimmel. Seine riesigen Augen spiegelten die Lichter eines Jahrmarkts.

Dann lag er mit dem Mädchen in einem Boot, und Mandarinenbäume, prall von Früchten, senkten ihre Äste über das Wasser.

Der Inhalt seines Magens drängte nach oben, strömte – zurückgehalten von dem Knebel – in die Luftröhre des Jungen. Er krümmte sich, rang nach Atem. Seine Lungen schmerzten, als würden sie in Flammen stehen.

Hilf mir ... Verzweifelt klammerte er sich an das Mädchen. Doch ihr Gesicht verwandelte sich in eine Fratze, und es stieß ihn weg. Ein letztes Zucken im Todeskampf. Als ihn sein Mörder mit einer brennbaren Flüssigkeit übergoss und anzündete, war der Junge glücklicherweise schon nicht mehr am Leben.

Erster Teil

1. Kapitel

Montag, erster Tag

In Gedanken noch bei dem Handbuch der Kriminaltechnik,

eilte Ira Schwarz in die Küche. Während die Kriminalhauptmeisterin den Wasserkessel aufsetzte, Malzkaffeepulver in eine Kanne gab und Marmelade und Margarine aus dem Kühlschrank holte, memorierte sie, was Materials Spuren von Gegenstandsspuren unterschied und wie ein Tatort zu sichern war. Hoffentlich konnte sie heute das für sie so wichtige Gespräch im Polizeipräsidium führen – und hoffentlich verlief es gut!

Sie öffnete das Brotfach des Küchenbüfets. Außer einigen Krümeln war es leer.

»O verdammt! Georg!« Mit einem Fluch stürmte Ira in den Flur. Dort riss sie die nächstgelegene Tür auf und betätigte den Lichtschalter.

»Mensch, Ira, was soll das denn ...« Die Bettdecke bewegte sich. Darunter schaute das verschlafene Gesicht ihres jüngeren Bruders Georg hervor.

»Es war deine Aufgabe, Brot einzukaufen, und du hast es schon wieder vergessen!«

»Mist! Es tut mir wirklich leid. Ich gehe gleich los und besorge welches.« Georg setzte sich auf und schwang seine Beine über den Bettrand. Seine offensichtliche Reue besänftigte Ira ein bisschen.

»So lange kann ich nicht warten.«

Georgs Blick wanderte zu seinem Wecker. »Aber du bist doch früh dran!«

»Ich muss vor Dienstbeginn noch etwas erledigen.«

»Gestern nach der Schule hab ich wirklich nicht dran gedacht. Und nach der Bandprobe bin ich erst spät nach Hause gekommen.«

Wie fast alle Jungen im Teenageralter spielte auch Georg in einer Band. Eine Leidenschaft, von der auch die Poster der Beatles, der The Who und diverser anderer Popgruppen über seinem Bett kündeten.

»Du kaufst Brot ein und was sonst noch auf dem Einkaufszettel in der Küche steht. Und du stellst die Waschmaschine an und hängst die Sachen anschließend auf. Und zwar bitte so, dass meine Blusen nicht wieder völlig verknittert sind.«

Georg ließ sich zurück aufs Bett fallen. »Kein einziger Junge, den ich kenne, muss sich ums Wäschewaschen kümmern.«

»Bestimmt lebt auch keiner von denen mit seiner Schwester zusammen. Und sei froh, dass wir die Waschmaschine geschenkt bekommen haben.« Iras Stimme klang trocken. »Darf ich dich daran erinnern, dass wir eine Abmachung haben? Wenn es dir nicht passt, kannst du wieder zu Onkel Fritz und Tante Gunda ziehen.«

»Schon gut, schon gut ... Reg dich nicht auf.« Georg hob in einer Geste der Resignation die Hände. »Wenn du drauf bestehst, bügle ich deine Blusen sogar. Und putze dein Zimmer. Poliere deine Schuhe ...«

»Lieber nicht.« Ira blickte zu seinem Schreibtisch, auf dem sich Bücher und aufgeschlagene Hefte türmten. »Du hast doch hoffentlich deine Hausaufgaben gemacht?«

»Raus! Du bist meine Schwester und nicht meine Mutter.« Georgs Kopfkissen flog auf Ira zu. Sie fing es auf und warf es zu ihm zurück.

In der Küche pff der Wasserkessel. »Einkaufen und die Wäsche!«, wiederholte sie streng.

»Ist ja gut. Jetzt geh schon.«

Ira schaltete die Gasflamme aus und bereitete sich den Kaffee zu, den sie im Stehen trank. Dann schlüpfte sie in ihren Anorak. An der Wohnungstür kehrte sie noch einmal um und ging in ihr Zimmer. Sie nahm den kleinen Samurai aus Ton in die Hand, der dort auf dem Schreibtisch stand, und schloss für einen Moment die Augen. Der japanische Krieger war ein Geschenk ihres verstorbenen Vaters – und ihr Glücksbringer. Sie steckte ihn in ihre Tasche und verließ das Haus.

Nieselregen fiel vom Himmel, als Ira ihr Fahrrad aus dem Schuppen im Hinterhof schob. Sie klemmte Wäscheklammern an ihre Hosenbeine, damit der Stoff nicht in die Kette geriet, und fuhr dann zügig durch die engen, schäbigen Gassen des Eigelstein-Viertels. Da und dort torkelte ein Freier aus einem Bordell. Vor einem Büdchen standen zwei Prostituierte und wärmten sich an Tassen mit Kaffee. Mit einer der beiden jungen Frauen hatte Ira schon öfter beruflich zu tun gehabt. Meist dann, wenn ihr Zuhälter sie wieder einmal blutig geschlagen hatte. Sie nickte ihr zu, und die Prostituierte erwiderte verstohlen ihren Gruß.

Der Eigelstein, in der Nähe des Doms gelegen, zählte wirklich nicht zu den besten Adressen der Stadt. Aber die Wohnung, die Ira sich mit ihrem Bruder teilte, war preiswert. Mehr konnte sie sich zurzeit von ihrem Gehalt nicht leisten. Außerdem gab es unter den Alteingesessenen eine raue Herzlichkeit, die Ira mochte.

Auf der vierspurigen Straße am Rheinufer herrschte – jetzt um sieben Uhr – der übliche dichte Verkehr. Abgase waberten durch die Luft und kratzten in Iras Lunge. Sie zog an einem Radfahrer vorbei und wich einigen Pfützen aus, darauf bedacht, von überholenden Autos möglichst wenig nass gespritzt zu werden. Wie das Gespräch im Polizeipräsidium wohl verlaufen würde?

Ihren Entschluss, zur Weiblichen Kriminalpolizei zu gehen, hatte sie noch nie bereut. Im vergangenen September hatte sie dort, nach dem Studium der Sozialarbeit und einem Berufsjahr, ihre Ausbildung begonnen, und vor noch nicht langer Zeit war sie zur Kriminalhauptmeisterin befördert worden.

Schon als kleines Mädchen hatte Ira Polizistin werden wollen. Was bei ihrem Vater, einem Hauptkommissar bei der Mordkommission, nicht gerade auf Begeisterung gestoßen war.

Ira hatte sich schließlich durchgesetzt, und sie mochte ihre Arbeit. Aber die war nun einmal recht eng umrissen. Die Beamtinnen der Weiblichen Kriminalpolizei waren auf die Vernehmung von Kindern, jungen Mädchen und Frauen bis zum einundzwanzigsten Lebensjahr spezialisiert. Hatten Knaben das zwölfte Lebensjahr erreicht, waren die männlichen Kollegen zuständig. Auch bei erwachsenen Frauen wurden die Beamtinnen gelegentlich hinzugezogen, etwa, wenn es um Sittlichkeitsdelikte ging. Bisher hatte Ira diese Begrenzungen als Teil ihres Berufs akzeptiert. Seit Kurzem zeichneten sich jedoch durch einen Erlass der Landesregierung ganz neue Perspektiven ab. Und diese Chance wollte

Ira unbedingt ergreifen. Vielleicht würde ihr großer Traum ja doch wahr werden, und sie konnte eines Tages bei der Mordkommission arbeiten.

Sie hatte die Straße am Rhein inzwischen verlassen und fuhr in Richtung der südlichen Altstadt. Gleich hinter den wuchtigen Mauern der romanischen Kirche St. Georg befand sich das neue Polizeipräsidium. Ein modernes Hochhaus, die Fassade aus Glas gliederten filigrane Betonstreben. Da und dort brannte bereits Neonlicht in den Büros. Wie Ira gehofft hatte, war auch das Fenster im fünften Stock direkt über dem Haupteingang erleuchtet.

Hätte sie vielleicht doch besser einen Rock statt eine Hose anziehen sollen? Eine ältere Vorgesetzte bei der Weiblichen Kriminalpolizei hatte Ira einmal bei einer Fortbildung getadelt, weil sie Hosen trug. Dies sei für eine Kriminalbeamtin unpassend und unangemessen. Prüfend blickte Ira noch einmal an sich hinunter. Die Spritzer aus Schmutzwasser hatte sie mittlerweile beseitigt. Ein Fenster im Flur reflektierte ihr Spiegelbild. Eine große, dünne – um nicht zu sagen, schlaksige – junge Frau, die dunkelbraunen Haare zu einem Pferdeschwanz gebunden. Ira zupfte ihren Pullover und den Kragen der Bluse zurecht. Dann atmete sie tief durch und klopfte an die Tür von Hauptkommissar Karl Marxen.

Auf sein knappes »Herein« hin betrat sie das Büro. Marxen, eine brennende Zigarre in der Hand, saß hinter seinem Schreibtisch. Er war ein hagerer Mann Anfang sechzig. Sein Gesicht war von Falten zerfurcht. Marxen war einige Monate

lang krankgeschrieben gewesen, da er sich einer Reihe von Operationen hatte unterziehen müssen. Durch eine Kriegsverletzung, so hatte Ira sagen hören, waren sein Rückgrat und eines seiner Beine in Mitleidenschaft gezogen. Erst kürzlich war er wieder in den Dienst zurückgekehrt.

Der Blick, mit dem er Ira bedachte, wirkte gereizt. »Mein Gott, Mädchen, nennen Sie das etwa eine Akte?« Er deutete auf die dünne Mappe mit Iras Lebenslauf in ihrer Hand.

»Ich ... nein ... Es tut mir leid, Herr Hauptkommissar. Hier liegt ein Missverständnis vor.« Unwillkürlich errötete Ira. »Ich gehöre nicht zu den Damen im Schreibzimmer. Mein Name ist Ira Schwarz. Ich bin Kriminalhauptmeisterin bei der Weiblichen Kriminalpolizei. Die Landesregierung hat ja vor einigen Wochen beschlossen, dass Beamtinnen der Weiblichen Kriminalpolizei nach einer entsprechenden Zusatzausbildung in den allgemeinen Polizeidienst wechseln können. Und das Innenministerium hat außerdem angeregt, dass Beamtinnen, die sich dafür interessieren, Praktika in den Dezernaten der Kriminalpolizei absolvieren sollen. Um besser einschätzen zu können, was sie erwartet. Und ...« Ira stockte. Sie redete zu schnell und zu viel. »Ich meine ... Deshalb möchte ich anfragen, ob ich ein Praktikum bei der Mordkommission absolvieren darf.«

»Nein, das kommt nicht infrage.«

Marxens knappe Antwort traf Ira wie ein Schlag ins Gesicht.

»Dürfte ... Dürfte ich fragen, warum nicht?«

Marxen lehnte sich auf seinem Schreibtischstuhl zurück und musterte sie ungeduldig. »Weil die Arbeit während einer

Mordermittlung Härte sich selbst und anderen gegenüber voraussetzt. Weil ich keine Tränen und hysterischen Gefühlsausbrüche brauchen kann. Und weil Frauen einem Mann bei einer Vernehmung schon körperlich nicht gewachsen sind. Soll ich etwa einen Beamten zu Ihrem Schutz abstellen, falls ein Verdächtiger auf Sie losgeht, Kriminalhauptmeisterin?»

»Aber ...« Ira wollte einwenden, dass sie während ihrer Tätigkeit als Sozialarbeiterin und auch während des einen Jahrs bei der Weiblichen Kriminalpolizei schon etliche Situationen erlebt hatte, die sie an ihre Grenzen gebracht hatten, und dass sie Schlimmeres bei einer Mordermittlung wohl kaum erwarten würde.

Marxen schnitt ihr jedoch brüsk das Wort ab. »Seit einem Jahr, sagten Sie, arbeiten Sie bei der Weiblichen Kriminalpolizei?«

»Ja, Herr Hauptkommissar.«

»Dann sollten Sie zumindest gelernt haben, dass Sie mit einem Vorgesetzten nicht zu diskutieren haben. Und jetzt gehen Sie endlich.«

»Natürlich, Herr Hauptkommissar.« Iras Wangen brannten.

Sie hatte sich so gründlich auf dieses Gespräch vorbereitet, hatte sich intensiv mit Kriminaltechnik befasst, um seine etwaigen Fragen beantworten zu können. Kollegen von ihrer Judo-Gruppe bei der Polizei, die schon mit Marxen zusammengearbeitet hatten, hatten ihr erzählt, dass er ein wirklicher Ekel sein konnte. Und ihre Vorgesetzte, Kriminalrätin Clara Wiener, hatte gesagt, sie könne sich nicht vor-

stellen, dass Marxen eine Frau in einer Mordkommission akzeptieren würde. Der Hauptkommissar sei da »leider sehr konservativ«. Aber sie – Ira – hatte alle Warnungen in den Wind geschlagen und geglaubt, sie könne Marxen doch von sich überzeugen. Er war nun einmal der Leiter der Mordkommission. Außerdem war er zäh, hartnäckig und hatte eine beeindruckende Erfolgsbilanz vorzuweisen. Und ihr Vater, der vor Jahren eine kurze Zeit mit Marxen zusammengearbeitet hatte, hatte ihn sehr geschätzt. Sie hatte sich so sehr gewünscht, von Marxen lernen zu können.

Ira blinzelte die Tränen des Zorns und der Scham weg, die ihr in die Augen schossen. Selten in ihrem Leben hatte sie sich so gedemütigt gefühlt.

2. Kapitel

Ein penetrantes Schrillen bohrte sich schmerzhaft in Benedikt – Ben – Webers Schädel und riss ihn aus einem wirren Traum. Ein Wirbel aus grellen Farben überzog die Zimmerdecke. Der Anblick verursachte ihm Übelkeit. Er schloss die Augen wieder.

Das Schrillen ließ nicht nach. Verdammt, das Telefon ... Er schleppte sich aus dem Bett in das angrenzende Wohn-

und Arbeitszimmer und hangelte den Hörer von der Gabel. Wenigstens waren die grellen Farben, eine Folge von zu viel Hasch und Alkohol, nun verschwunden.

»Weber.« Seine Stimme war nur ein heiseres Krächzen.

»Ben? Wilde Nacht gehabt, wie? Hier ist Konrad.« Der Redakteur des Rheinischen Anzeigers klang widerlich gut gelaunt.

Ben brummte eine Antwort. Die Erinnerung an die letzte Nacht war wie in einem Nebel versunken.

»Hör mal, ich hab gerade die Information reinbekommen, dass in der Nähe der Oskar-Jäger-Straße in Ehrenfeld eine Leiche gefunden wurde. Einer unserer Informanten hat den Polizeifunk abgehört. Bist du interessiert?«

Im Schlafzimmer bewegte sich die Bettdecke. Und nun erhob sich der Oberkörper einer jungen Frau aus den Kissen – ähnlich der einer antiken Göttin aus den Wellen. Halluzinierte er das nur?

»He, Ben, bist du noch dran?«

»Ähm, ja ...« Real oder nicht, die Brüste der jungen Frau waren umwerfend. Eine vage Erinnerung an eine Party irgendwo in einem Kölner Außenbezirk regte sich in Bens Gedächtnis. Anscheinend hatte er die Frau abgeschleppt. Wie hieß sie noch? Daniela oder Sabine? Nein, Jutta war ihr Name. Oder doch nicht?

»Der genaue Fundort ist eine Sackgasse. Wenn du dich beeilst, falls dein Zustand das zulässt, kannst du noch vor der Polizei dort sein.«

»Leiche in Ehrenfeld.« Ben wiederholte den Namen der Straße und kritzelte ihn auf ein Blatt Papier.

»Lass es mich wissen, sobald du nähere Informationen hast. Und ich hoffe, dass dein Restalkohol die 1,5 Promille nicht überschreitet.« Ein Lachen. Dann wurde der Telefonhörer eingehängt.

Blödmann! Ben tappte ins Schlafzimmer, wo seine Kleidungsstücke neben dem Bett verstreut waren.

»Bist du etwa ein Bulle?« Daniela/Sabine/Jutta blickte ihn aus weit aufgerissenen Augen an.

»Nee, Journalist.«

»Oh, super! Du ...? Die Nacht mit dir war echt heiß.«

»Fand ich auch.« Er konnte sich an nichts mehr erinnern. Ben schlüpfte in seine Unterhose. Dem Himmel sei Dank – neben seiner Jeans lag ein benutztes Kondom.

»Kann ich noch ein bisschen bleiben?«

»Nein, tut mir leid. Ich muss gleich los.« So weggetreten war er nun doch nicht, dass er eine Frau, an deren Namen er sich nicht einmal mehr erinnerte, allein in seiner Wohnung ließ. Seine Schallplattensammlung und sein Bang & Olufsen-Plattenspieler waren ihm heilig.

»Oh, schade ...« Daniela/Sabine/Jutta räkelte sich auf dem Bett und zog einen Schmollmund. Ihr langes dunkles Haar breitete sich wie ein Fächer um sie aus. Dunkel waren auch ihre Brustwarzen. Mein Gott, sie sah wirklich hinreißend sexy aus. Bens Penis war plötzlich sein einziger wacher Körperteil. Wäre doch ein Jammer, die Bekanntschaft nicht zu vertiefen.

»Hast du ein Telefon, Süße?«

»Leider nicht.« Sie schüttelte den Kopf.

»Ich geb dir meine Nummer. Wenn ich nicht da bin, werden die Anrufe zu einem Anrufdienst umgeleitet.«

»Toll!« Daniela/Sabine/Jutta strahlte ihn an und griff nun auch nach ihren Kleidern. Ben warf sich zwei Aspirin ein und wartete ungeduldig, bis sie fertig angezogen war. Ob sich der Leichenfund wohl zu einer lohnenden Story entwickeln würde? Eine, die ihm endlich den Durchbruch verschaffen und die Türen zu den wirklich bedeutenden Zeitungen in Hamburg oder München öffnete?

Sprühregen bildete einen zähen Film auf der Windschutzscheibe von Bens Citroën DS, *la Déesse*, wie der Wagen auch genannt wurde, *die Göttin*. Obwohl es inzwischen fast neun Uhr war, musste er mit eingeschaltetem Scheinwerferlicht fahren, und die Kronen der Bäume auf dem Melaten-Friedhof schienen fast an die niedrige Wolkendecke zu stoßen. Novemberwetter Mitte September. Er hasste den Herbst, wenn der Nebel oft tagelang grau und schwer in den Straßen der Stadt hing. Auch das gleichmäßige Surren, mit dem sein geliebter Wagen die Aachener Straße entlangrollte, und das Lied auf Radio Luxemburg – *Hey Joe* von Jimi Hendrix – konnten seine Laune nicht bessern. Wenigstens machte ihn der tief inhalierte Rauch der selbst gedrehten Zigarette etwas wacher.

Drei, vier Wochen Südfrankreich oder die Toskana. Sonne, Licht und Wärme. Guter Rotwein. Lebensfreude. Vielleicht ließe sich ja ein Aufenthalt mit dem Schreiben einiger Artikel finanzieren. Er sollte sich Themen überlegen, die auch für die großen Magazine interessant waren.

Hinter dem Melaten-Friedhof bog Ben rechts ab. Die Straße war trist. Gewerbebetriebe und kleine Industrieanlagen wechselten sich ab, und auf dem Hof eines Gebrauchtwarenhändlers harrten spießige Klein- und Mittelklassewagen eines Käufers. In der Ferne blinkte ein Herz aus Neonröhren über dem Eingang eines Bordells. Selbst das rote Licht wirkte an diesem Morgen wie von einem Grauschleier überzogen.

»Scheiße!«, fluchte er. Ein Stück weiter neben der Zufahrt zu einer Sackgasse parkte ein Streifenwagen. Die Bullen waren also schon da. Tatsächlich versperrten zwei uniformierte Polizisten breitbeinig und mit durchgedrücktem Rücken den Zugang. Staatsdiener ... Von wegen! Sie benahmen sich mal wieder, als würde das Land ihnen gehören.

Jähe Wut stieg in Ben auf und vertrieb den letzten Anflug der durch Alkohol und Drogen bedingten Müdigkeit. Während des Schah-Besuchs in Berlin war er als Journalist vor Ort gewesen und hatte hautnah miterlebt, wie die sogenannten Ordnungshüter auf wehrlose, am Boden liegende Studenten eingepregelt hatten. Und der Mord eines Polizisten an Benno Ohnesorg würde vor Gericht bestimmt als Notwehr eingestuft werden. Davon war er fest überzeugt.

Ben drückte die Zigarette im Aschenbecher aus, sich sehr wohl der Tatsache bewusst, dass die beiden Bullen ihn beobachteten, und stieg dann aus dem Citroën. Zu beiden Seiten der Sackgasse erstreckten sich Garagen. Von vielen Holztoren blätterte die Farbe ab. Ganz hinten stand ein grüner Lieferwagen mit der Aufschrift einer Gärtnerei am Melaten-Friedhof. Ben machte sich in Gedanken eine Notiz. Auf

dem Fahrersitz hockte ein Mann. Den Regen, der durch die geöffnete Tür wehte, schien er nicht zu bemerken.

»Ben Weber vom Rheinischen Anzeiger.« Er präsentierte den Polizisten seinen Journalistenausweis. »In einer der Garagen soll eine Leiche gefunden worden sein.«

»Tatsächlich? Soll es das?« Einer der beiden, ein bulliger Wachtmeister um die sechzig, zuckte gelangweilt mit den Schultern, während sein Blick missbilligend auf Bens schulterlangen Haaren ruhte.

»So abwiegelnd, wie Sie sich gebärden, gehe ich davon aus, dass meine Information richtig ist.«

»Wir sind wohl ein echter Klugscheißer, wie?« Der Wachtmeister hob die Augenbrauen.

»Ich pflege im Allgemeinen nicht im Pluralis Majestatis von mir zu sprechen. Falls Ihnen dieser Fachbegriff überhaupt etwas sagt.«

»Hau'n Sie doch einfach ab!«

»Ben Weber, hieß so nicht der Kerl, der den Kommissar vom Verkehrsdezernat in einem Artikel verleumdet hat?« Der andere Polizist, ein Oberwachtmeister, der bisher geschwiegen hatte, wandte sich seinem Kollegen zu.

»Falls, und ich benutze ausdrücklich erneut die Konjunktion *falls*, Herr Oberwachtmeister, Sie damit zum Ausdruck bringen möchten, dass ich jener Journalist bin, der darüber berichtet hat, dass besagter Kommissar betrunken einen Klempner in der Innenstadt angefahren, schwer verletzt und danach Fahrerflucht begangen hat – ja, dieser Journalist bin ich tatsächlich.« Eine Geschichte, die ihm Auf-

merksamkeit verschafft hatte und außerdem die Befriedigung, den Bullen gehörig ans Bein zu pinkeln.

»Zieh'n Sie endlich Leine.« Der Oberwachtmeister trat drohend einen Schritt auf Ben zu.

»Wenn ich von der Springer Presse wäre, wären Sie wahrscheinlich entgegenkommender.« Ben hatte sich nicht provozieren lassen wollen, aber nun war es ihm doch herausgerutscht.

»Herr Wachtmeister, Herr Oberwachtmeister, kann ich denn wirklich nicht gehen?« Der Mann aus dem Lieferwagen war zu ihnen getreten. Er trug einen grünen Overall und eine wattierte Jacke derselben Farbe. Sein schmales Gesicht war bleich und schimmerte feucht, sei es vom Regen oder von Schweiß. »Ich habe Ihnen doch schon alles gesagt, was ich weiß. Mein Wagen ist voller Kränze und Gestecke. Heute Mittag findet auf Melaten eine große Beerdigung statt. Die Kollegen brauchen die Sachen ganz dringend in der Trauerhalle.«

Seinem Mund entströmte ein säuerlicher Geruch, und nun sah Ben die Lache aus Erbrochenem vor einem Garagentor. Offensichtlich hatte der Gärtner die Leiche gefunden und den Anblick nicht so gut weggesteckt. Ob der Leichnam wohl schon länger dort gelegen hatte und einen entsprechenden Gestank verströmte? Oder war der Tote gar schlimm zugerichtet?

»Sie haben den Leichnam gefunden?«, fragte er rasch.

»Ja ...«

»He, sprechen Sie bitte nicht mit dem«, schaltete sich

der Wachtmeister brüsk ein. »Ein Beamter von der Kriminalpolizei wird gleich hier sein.«

»Bei allem Respekt, Herr Wachtmeister, das haben Sie vor einer halben Stunde auch schon gesagt.«

»Besitzen Sie hier eine Garage?« Ben wandte sich an den Gärtner, die beiden Polizisten ignorierend.

»Ich hab eine gemietet. Meine Frau und ich nutzen sie als Lager. Gestern Abend hab ich eine Kommode geholt, für das Kinderzimmer. Wir erwarten bald Nachwuchs. Und dabei hab ich meine Jacke mit der Brieftasche in der Garage liegen lassen. Heute Morgen hab ich es gemerkt und bin vor der Arbeit noch schnell hier vorbeigefahren, um sie zu holen.« Die Stimme des Gärtners klang schrill, als stünde er immer noch unter Schock.

»Herr Meurer ...« Der Wachtmeister versuchte, ihn zu unterbrechen. Doch der Mann ließ sich nicht bremsen. Als wollte er sich das Erlebte von der Seele reden, sprach er hastig weiter. »Als ich in die Sackgasse einbiegen wollte, sind mir fast zwei Jungen ins Auto gerannt. In unserer Garage hab ich die Jacke an mich genommen, und dann hab ich gesehen, dass die Tür dort offen stand.« Er deutete auf die Garage, vor deren Tor sich die Lache aus Erbrochenem befand. »Ich dachte, vielleicht haben die zwei Jungs sie ja aufgebrochen, und bin nachsehen gegangen. Alles war voller Blut, und der Gestank ...« Er schluckte schwer und blickte schuld- bewusst zu dem Erbrochenen.

»Also war der Leichnam schon stark verwest?«, fragte Ben.

»Nein, ich glaube nicht ...« Der Friedhofsgärtner schüttelte den Kopf. »Es stank nach ...«

»Jetzt reicht es endgültig, Freundchen.« Der Wachtmeister packte Ben grob an der Schulter. »Wenn Sie jetzt nicht verschwinden, kriegen wir Sie wegen Behinderung polizeilicher Ermittlungen dran.«

»Schon gut, schon gut! Ich gehe.« Ben hob die Hände. Zeit für den Rückzug.

Ben startete den Citroën. Doch nach etwa fünfzig Metern wendete er und parkte am Straßenrand. Von hier aus hatte er die Einmündung zur Sackgasse gut im Auge.

Bisher war noch kein anderer Kollege am Tatort aufgetaucht. So wie es aussah, hatte er die Geschichte erst mal exklusiv. Vielleicht war es das Übliche. Ein Überfall oder eine Vergewaltigung, die mit einem Mord geendet hatte. Doch hoffentlich steckte etwas Spektakuläreres dahinter. Klar, das war zynisch, aber manchmal machte ein gesunder Zynismus das Leben leichter.

Ein Ford fuhr jetzt an der Einmündung vor und stoppte. Ein Mann im grauen Mantel, den Hut tief ins zerfurchte Gesicht gezogen, stieg aus. Hauptkommissar Karl Marxen, der Leiter der Mordkommission. Ein konservativer Knochen, der die Journalisten, wenn er sie nicht gänzlich ignorierte, mit Vorliebe anschnauzte. Kein schlechter Ermittler, aber auch er war Teil des Polizeiapparats und entsprechend voreingenommen. Wenn Marxen zum Tatort kam, sprach das eher für die spektakuläre Variante.

Ben wartete, drehte sich eine Zigarette, rauchte und

lauschte der Musik aus dem Radio. Er musste unbedingt mit dem Friedhofsgärtner sprechen.

• • •

Mühsam stieg Hauptkommissar Karl Marxen aus dem Dienstwagen. Als er den rechten Fuß auf den Boden setzte, jagte ein stechender Schmerz durch seinen Körper. Drei Operationen und etliche Monate Kur, aber die Beschwerden hatten sich nicht gebessert. Wenn das so anhielt – oder sich sogar noch verschlimmerte –, blieb ihm nur die Frühpensio- nierung. Und dann? Was sollte er ohne Arbeit mit seinem Leben anfangen? Er schob den Gedanken schnell beiseite.

»Herr Hauptkommissar.« Zwei Streifenpolizisten, die er von früheren Einsätzen kannte, deren Namen er jedoch ver- gessen hatte und die ihn auch nicht interessierten, tippten grüßend an ihre Mützen. »Der Herr dort hat den Leichnam gefunden.« Einer der Beamten wies auf den grünen Liefer- wagen einer Gärtnerei, der am Ende der Sackgasse parkte, und auf den Mann, der vornübergebeugt auf dem Fahrersitz kauerte. »Er möchte möglichst schnell seine Aussage ma- chen, da er dringend in der Trauerhalle auf Melaten erwartet wird. Wegen dem Blumenschmuck für 'ne Beerdigung heute Mittag.«

»Der Herr muss sich noch gedulden.« Unter dem Gara- gentor schimmerte Licht hervor. Der Gerichtsmediziner war also schon da. Marxen wollte die Garage betreten, als er ne- ben dem Tor die Lache aus Erbrochenem bemerkte.

»War das etwa einer von Ihnen?«, schnauzte er die beiden Beamten an.

»Nein, Herr Hauptkommissar.« Sie blickten gleichzeitig zu dem Lieferwagen und dem Zeugen hinter dem Lenkrad.

Marxen gab einen gereizten Laut von sich und betrat die Garage. Sofort bohrte sich der Gestank von verbranntem Fleisch in seine Nase.

»Tag, Marxen.« Der rundliche, kahlköpfige Mann, der neben dem Leichnam kniete, blickte zu ihm auf.

»Tag, Dr. Breuer.« Er und der Gerichtsmediziner Dr. Ferdinand Breuer kannten sich schon seit Jahren. Gott sei Dank war Breuer einer der fähigeren Gerichtsmediziner.

Marxen betrachtete den Toten distanziert, seine übliche innere Haltung an einem Tatort. Der Körper des Opfers war nackt, der Rücken bis hinunter zum Gesäß eine einzige Brandwunde. An den Extremitäten überall dunkle Flecken, wo die Haut nicht von geronnenem Blut verschmiert war. Männlicher Körperbau. Fesseln um Hand- und Fußgelenke. Augenbinde und wohl ein Knebel, soweit man das angesichts der Bauchlage beurteilen konnte.

»Schätzungsweise ein Teenager«, hörte er den Gerichtsmediziner sagen.

O Gott! Marxen sog pfeifend den Atem ein. »Und woran machen Sie das fest, Breuer? Bei dem ganzen Blut ist doch kaum etwas vom Leichnam zu erkennen.«

»An dem Rucksack dort in der Ecke, neben dem Kleiderhaufen. Mein Jüngster hat auch so einen.«

Ein Teenager ... Marxen streifte sich Lederhandschuhe über, öffnete den Rucksack, ein blaues Modell mit weißem

Besatz aus Kunstleder, und durchsuchte ihn rasch. Er enthielt ein grünblau kariertes Regencap und eine Geldbörse mit fünf Mark darin. Sonst nichts. Kein Ausweis. Auch in der Windjacke nicht.

»Der Junge wurde vergewaltigt?« Für Momente hing der Name Jürgen Bartsch bedrückend und widerwärtig in der Luft.

Der junge Mann hatte von 1962 bis 1966 vier Jungen – alle noch Kinder – sexuell missbraucht und brutal ermordet und stand deshalb zurzeit in Wuppertal vor Gericht. Der Fall hatte in ganz Deutschland für großes Aufsehen gesorgt und Forderungen laut werden lassen, die Todesstrafe solle wieder eingeführt werden.

»Da er nackt ist, ist das leider ziemlich wahrscheinlich.« Dr. Breuer zuckte bedauernd mit den Schultern. »Genauerer kann ich erst nach der Obduktion sagen.«

Hoffentlich war es, trotz des jetzigen Anscheins, kein Lustmord. Von allen Mordarten hasste und verabscheute Marxen diese am meisten. »Haben Sie schon irgendeine Erkenntnis, was die Todesursache betrifft, Breuer?«

»Dem ersten Gesamteindruck und der Deformation des Schädels nach zu schließen, gehe ich davon aus, dass der Junge erschlagen wurde. Das meiste Blut stammt aus den Platzwunden am Kopf. Kopfwunden bluten ja sehr stark.«

»Das ist mir bekannt.«

»Verzeihung, Herr Hauptkommissar«, erwiderte Breuer friedfertig. »Ich doziere manchmal einfach gern. Meine Assistenten und meine Kinder können ein Lied davon singen.«

Hoffentlich war der Junge schon tot gewesen, bevor man ihn angezündet hatte ...

»Benzin wurde dafür wohl nicht verwendet.« Marxen nickte in Richtung des entstellten Rückens, wo Teile von geschwärzten Rückenwirbeln zwischen dem Fleisch zu sehen waren. »Sonst wäre der Körper viel stärker verbrannt. Oder sehen Sie das anders, Breuer?«

»Ich tippe auf Schnaps oder einen anderen hochprozentigen Alkohol.«

Lieber Himmel ... Als hätte der Täter sein Opfer flambiert.

»Der Todeszeitpunkt?«

»Zwischen zehn Uhr gestern Abend und zwei Uhr morgens.«

»Und die Hautverfärbungen?«

»Vermutlich Blutergüsse von Schlägen. Genaueres ...«

»... können Sie mir erst nach der Obduktion sagen. Ja, ja. Wann kann ich mit dem Bericht rechnen?«

»Am späten Nachmittag oder frühen Abend.«

»Rufen Sie mich sofort an, sobald Sie die Ergebnisse haben.«

Marxen verstaute die Kleidungsstücke und den Rucksack in Papiertüten. Dann verließ er die Garage und ging zu dem Friedhofsgärtner. Seit der Rückkehr aus der Kur war dies sein erster aktueller Mordfall, und er würde sicher zu den schlimmeren seiner Laufbahn zählen. Davon war er jetzt schon überzeugt.

...

Von wegen, im Tod sind alle gleich ... Dafür, dass der Kapitalismus die gesellschaftlichen Unterschiede auch über das Lebensende hinaus in Stein meißelte, gab es – fand Ben – kaum ein besseres Beispiel als den Kölner Melaten-Friedhof. Die Längs- und die Querachse bildeten gewissermaßen die »Schlossalleen«. Hier lagen die letzten Ruhestätten aller, die Rang, Namen und Einfluss hatten. Grüfte im Stil von antiken Tempeln und Grabsteine riesigen Ausmaßes, geschmückt mit Kreuzen, weinenden Engeln und anderen Symbolen des Todes. Das gesellschaftliche Fußvolk musste sich hingegen mit den Seitenpartien begnügen.

Der grüne Lieferwagen stand schon vor der Trauerhalle – Ben war ihm von der Sackgasse aus gefolgt, hatte sich jedoch einen Parkplatz außerhalb des Friedhofs suchen müssen –, und der Gärtner wuchtete einen Kranz aus üppigen weißen Rosen auf einen flachen Karren. Auf der Schleife prangte in Goldschrift der Name Schaumberg, die Familie zählte zum Kölner Bürger-Adel. Auch die Kränze und Gestecke im Lieferwagen waren vom Feinsten. Im Inneren der Trauerhalle übte jemand auf einem Harmonium eine getragene Melodie. Ben hasste Begräbnisse.

»Herr Meurer, ich weiß, Sie sind in Eile. Aber hätten Sie ein paar Minuten für mich?«

»Sie sind der Journalist, nicht wahr?« Der Gärtner ging zu dem Lieferwagen zurück. »Ich hab wirklich keine Zeit. Und ich hab alles jetzt auch noch dem Kommissar erzählt. Dreimal die ganze Geschichte. Mir reicht's.« Seine Stimme klang wieder hoch und schrill.

»Ich kann gut verstehen, wie sehr Sie das alles belastet.«

Bei einer Frau hätte Ben jetzt gelächelt und seinen Charme spielen lassen. Bei einem Mann halfen in der Regel reale Werte. Er zog einen Zehnmarkschein aus seiner Hosentasche. »Kaufen Sie sich nach Feierabend doch ein paar Flaschen Bier und Zigaretten. Das hilft Ihnen bestimmt zu vergessen.«

Der Gärtner nahm den Geldschein zögernd entgegen und steckte ihn ein. »Es gibt nichts mehr, was ich Ihnen noch sagen könnte. Da waren diese beiden Jungen und ...«

»Wissen Sie, wem die Garage gehört, in der Sie den Leichnam gefunden haben?«

»Die ist bestimmt gemietet, wie meine. Der Besitzer betreibt 'ne Tankstelle an der Aachener Straße.« Der Gärtner blickte nervös zu der Trauerhalle, während er ein Gesteck aus Usambaraveilchen und Weißstanne auf den Karren hievte.

Ben notierte sich den Namen und den Standort der Tankstelle.

»Konnten Sie vielleicht erkennen, ob der Tote ein Mann oder eine Frau war?«

»Nee, ich war nur ein paar Sekunden in der Garage, das können Sie mir wirklich glauben.«

»Ist Ihnen in der Sackgasse in der letzten Zeit jemand aufgefallen?«

»Himmel nein, gestern war ich das erste Mal seit Wochen wieder dort.« Der Gärtner verzog das Gesicht. »Mein Gott, ich hoffe, dass ich den widerlichen Gestank irgendwann aus der Nase kriege.«

»Ich kenne das, ich war schon ein paarmal an den Fundorten von Leichen, die dort schon ein paar Tage lagen.«

»Nee, das war ein anderer Geruch.« Der Gärtner schüttelte den Kopf.

»Wie meinen Sie das?« Ben war überrascht.

Die Tür der Trauerhalle ging auf, ein Mann in der dunklen Kleidung eines Bestatters trat heraus. Ben erhaschte einen flüchtigen Blick auf einen mahagonifarbenen Sarg in der Apsis.

»He, Meurer, wird das endlich was? Die ersten Trauer Gäste kommen bald!« Der Bestatter winkte ungeduldig. »Deinen Schwatz mit dem Hippie kannst du später halten.«

»Tut mir leid, aber Sie müssen jetzt wirklich gehen.« Der Gärtner stieg von hinten in den Lieferwagen. Ben streckte die Arme aus, um ihm einen weiteren Kranz abzunehmen. »Was meinten Sie mit ›anderer Geruch?‹«

»Ich hab das in meiner Kindheit ein paarmal gerochen, im Krieg. In den Häusern, in denen es gebrannt hatte.«

Ben sah ihn an, verstand immer noch nicht.

Der Gärtner zuckte mit den Schultern. »Verbrannte Menschen, den Gestank vergisst man nie.«

Nicht weit vom Eingang des Friedhofs entfernt leuchtete eine Telefonzelle gelb durch den Regen. Ben überquerte die Straße, suchte in seiner Hosentasche nach Münzen. Das Telefonbuch in der Halterung aus Metall war zerfleddert. Aber er wusste die Nummer ohnehin auswendig. Er warf die Münzen in den dafür vorgesehenen Schlitz, lauschte dem

Freizeichen und wartete ungeduldig, dass das Gespräch entgegengenommen wurde.

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2020

